In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 226. Posen, den 2. Oktober 1928. 2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

18. Fortsetzung.

Neerink biß sich auf die Lippen. Daß man hier stehen mußte! Warum war man nicht die Granate, die jetzt in das Rohr da vorn eingeschoben wurde. Böse, starr, voll Gift? Ah, selbst vernichten können, zerreißen, zerstampfen, statt mit klugen Worten oder klugem Schweigen andere dazu zu bringen. Selbst . . .

Schrille Kommandos.

Eisengriffe klappten, ruckten.

Wieder ein Kommando.

Und brüllend sprangen Feuergarben vorwärts, flammenzüngige Teufel, rauchumhüllt.

Unten irgendwo krachte ein entsetzliches Echo. Mauerteile spritzten, eine dunkle Rauchwolke stieg hoch.

Von weither schallte es wie Stimmen unzähliger aufgescheuchter Insekten.

Neerink hatte wieder die Hände in den Taschen. Aber sie waren zu Fäusten geworden.

Ungeheure Kraft mußte den Drang hemmen, den wilden Drang, über die Mauern hinunterzustürzen, mit den Brüdern, den Granaten. Nie war es mächtiger gewesen, das verfluchte Gefühl des Hasses gegen diese Tollen, die sich Menschen nannten.

Man mußte sich zurückziehen, wo keiner nachfolgt, allein leben, Mensch sein, in seliger Zweisamkeit.

Die Geschütze brüllten.

Es brannte hier und dort. Die Zitadelle war voll von Soldaten. Die ganze Besatzung der Stadt zog sich hier zusammen.

Ein Nest — Damaskus. Uralte Stadt, ja, tausendmal berühmt durch Gestalten der Geschichte: Paulus der Apostel — Tamerlan — Chalid — Abd el Kader —

Aber doch nur ein dreckiges arabisches Nest.

Aber nur langsam. Aufrecken sollen sie sich, die langschläfrigen Moslemin. Von Nordafrika bis nach China an der Vernichtungstat größenwahnsinniger, machtwahnsinniger Giaurs. Das gab den Nährboden für den Mahdi-Bazillus, der wirksamer werden sollte als Pest und Cholera.

Daß man überlegen mußte statt zu beißen, rechnen statt zu schlagen, Diplomatie treiben statt . . .

Wenn die ganze Gesellschaft dort nur e i n e n Kopf hätte und man könnte ihn herunterhauen —! Hatte das nicht schon einmal jemand gesagt?

Erinnerungen wallten —.

— Cajus Claudius Caligula Cäsar — der wahnsinnige Kaiser. Ja. Er hatte dasselbe gesagt — von seinem Volk, dem römischen Volk — irgendwo stand das — bei Sueton oder Tacitus.

Neerink riß einen quälenden Gedanken ab wie einen lästigen Mantel.

Trümmerhaufen rauchten. Ruinen starrten schwarz gebrannt, zerräuchert in die Luft. Die Dampfschwaden der Geschütze zerteilten sich.

Siedend heiß jagte ein Gedanke durch das Hirn.

Mohammed Abdallah! Sein Mahdi! Wenn eine Granate . . .!

Er riß einem Offizier das Glas aus den Händen. In der Altstadt lagen ganze Straßenzüge nieder.

Der Suk der Waffenschmiede — da — das mußte das Haus sein. Es schien unversehrt.

Neerink atmete auf. Er war wie schweißgebadet. Der Gedanke, diesen unersetzlichen Mann zu verlieren, war zu niederträchtig, um . . .

Er sah sich um. Das Bombardement war zu Ende. Die plötzliche Stille schrie an gegen das gellende Chaos von vorhin. Jouvain stand mit seinen Offizieren zusammen. Sie berieten.

Neerink ging zu seinem Pferd. „Gehen Sie noch nicht in die Stadt, mein Herr," warnte der wachhabende Unteroffizier.

Er antwortete nicht, gab dem Tier die Sporen.

Die Straßen waren fast leer.

Nur vereinzelt lugte ein scheuer Kopf aus der Tür, schlich sich eine Gestalt an den Häusern entlang

„Ali! Ali!"

Der Taubstumme grinste freundlich.

Er saß bereit, mit gekreuzten Beinen, vor dem Zimmer Mohammed Abdallahs. Ein Blick durch die halbgeöffnete Tür überzeugte Neerink. Der Mahdi war unverletzt.

Er atmete auf und trat an seinen Schreibtisch.

Arbeiten mußte man jetzt. Arbeiten.

Ein Brief, nachdenklich, kalt, rechnend zusammengestellt, schmetterte Fanfaren in die großen Städte des Islams.

„Die Willkür der Ungläubigen — Vernichtung der heiligen Stätte — niedergebrannte Moscheen — erschlagene Frauen und Kinder — die Schmach, die man guten Moslemin angetan hatte — der schamlose Umzug mit den Leichen — Tausende von Unschuldigen gemordet —"

Die Feder raste.

In einer halben Stunde mußte es ein Araber zum englischen Telegraphenbureau bringen. Chiffriert natürlich.

Und dann war das Unheil im Zuge. Unaufhaltsam, unvermeidlich. Schurkerei gegen Schurken. Auf einen Korsaren anderthalb.

Gegen die Zivilisation konnte man nicht mit Boxhandschuhen kämpfen. Ihre eigenen Waffen mußte man ihnen entwinden — Verrat, Heuchelei, Niedertracht, Bestechung, Heimtücke —

Nebenan schrie eine Stimme.

Lange, abgerissene Töne.

Eine Stimme, die Neerink nicht kannte.

Er sprang auf.

Ali saß in der Tür zum Zimmer Mohammeds und schrie.

Der Taubstumme schrie.

Es waren gellende, unartikulierte Laute.

Sein zitternder Finger deutete.

Neerink sah.

Die Augen Mohammed Abdallahs glühten in einem unheilvollen flackernden Feuer. Er lag auf den Knien und hatte die Hände vor sich aufgestützt.

Sein Unterkiefer streifte den Boden.

Er war weit vorgeschoben und ließ die breiten, starken Zähne sehen. Mohammed Abdallah glich einem großen, sprungbereiten Raubtier.

Als er Reerink sah, kam ein tiefes, wie hustendes Keuchen aus seiner Brust.

Das Raubtier sprang.

Grell schrie der Taubstumme auf.

Reerink wankte nicht unter dem Anprall.

Er fing den furchtbaren Stoß mit leicht vorgebeugtem Körper auf.

Aber in dem Chaos seiner Empfindungen herrschte sein Wille. Er packte den Araber bei der Kehle und schob ihn langsam, eisern, unerbittlich von sich ab.

Ein böses, drohendes Knurren des Mannes ging bald in ein Aechzen über.

Auf volle Armlänge hielt ihn Gerd Reerink von sich ab, der plötzlich gewachsen zu sein schien und dessen Körper wie ein einziger, riesiger, stahlgebogener Wille war.

Plötzlich verstärkte er den Druck.

Um dann ebenso plötzlich loszulassen.

Schwer fiel Mohammed Abdallah zu Boden.

Er war nicht bewußtlos.

Aber seine Augen hingen in einer seltsamen, tierhaften Scheu an dem Mann, der vor ihm stand und dessen Füße in der Erdkugel zu wurzeln schienen.

Reerink sprach kein Wort.

Eine Weile stand er noch. Dann drehte er sich um und verließ das Zimmer.

Ali verschloß die Tür. Seine zitternden Finger schoben den Riegel vor.

Reerink saß wieder am Schreibtisch.

Der Wille war entspannt, die Energie entladen.

Nun herrschte das Chaos wieder, Gedankenreihen ritten gegeneinander wilde Attacken —

Und aus dem Wirrsal eines neuen und gewaltigeren Schlachtfeldes kroch ein Gedanke:

Mohammed Abdallah war nicht umsonst bei Doktor Lanicime in St. Gilles gewesen.

Frankreich hatte einen Erfolg davon gehabt.

Der große Drusenführer war in der Zelle gestorben, nur sein Körper und ärmliche Reste des Geistes waren geblieben.

M o h a m m e d A b d a l l a h w a r i r r s i n n i g!

Wie ein dumpfer Druck lastete die Erkenntnis auf dem Gehirn.

War das das Ende des Plans?

Warf diese lächerliche Verschiebung eines millimeterdicken Nervenstrangs alles, alles über den Haufen?

Was er seit — seit der Insel wie durch einen Schleier gefühlt, was er seit dem Tag im Klub in Neuyork klar erkannt hatte — wofür er Menschen getötet, eine Stadt zerstört hatte —

Nein, brüllte der Wille auf wie ein angeschossenes Tier.

„Ich kann ihn zwingen," sagte Gerd Reerink langsam. Die Worte fielen wie Steine.

Er wird trotzdem der Mahdi sein. Der Mahdi meines Willens. Ich brauche seinen Fanatismus — ich werde ihn haben.

Mein Wille spricht in seinem Körper. Der wahre Mahdi also bin . . .

Er stockte.

Denn ein anderer Gedanke kroch nun leise, sich windend, das Hirn empor. Klein war er, grau und erbärmlich. Aber er wuchs. Der fürchterlichste Gedanke, den ein Mensch empfinden kann, der oft, oft schon in sich die Antwort birgt.

Gerd Reerink versuchte aufzustehen. Seine Füße waren wie Blei. Er konnte nicht. Das Zimmer tanzte um ihn.

„Caligula," sagte er plötzlich. „Caligula."

Er röchelte.

Seine Hände umkrampften die Platte des Schreibtisches.

„Mohammed — der Mahdi — bin ich — Caligula — bin ich . . ."

Worte brüllten in seinem Innern nach Befreiung.

Er wollte sie herausstoßen, herausbrechen wollte er sie — es wurde ein Flüstern, ein eisiger, zitternder Hauch.

„— bin — ich — i r r s i n n i g —?"

An der Wand seines Hirns schlug ein Hammer auf.

In harten, regelmäßigen Intervallen.

Tag. Tag. Tag.

Und drinnen raste es, kochte es, sausten wirbelnde Bilder in tollem Schwung durcheinander, übereinander fort — die Insel — das Schiff — der Klub — Bruce und seine Freunde — Sid Payne, der — der — und der Mahdi.

War es nicht einen Augenblick, als hätte e r die Wochen in der Zelle gesessen — die langen, endlosen Wochen — wer war nun der Mahdi — der Erlöser — der Rächer — wer —

Der Hammer klopfte noch immer.

Seltsam laut.

Da merkte Gerd Reerink: das Klopfen kam von außen. War Wirklichkeit.

„Ja —?"

Die Tür ging auf. Jemand stand auf der Schwelle.

Reerink griff nach der Stirn.

Es war Lady Maud.

XII.

Wasser versanken in unergründliche Tiefen.

Stille erhob die schlanke Gestalt aus einem brüllenden Tumult. Ein Sonnenstrahl floß in den Raum.

Lady Maud stand vor ihm und sprach kein Wort.

Eine brausende, aber mit seltsamer Langsamkeit fließende Woge goß Ruhe und Klarheit durch seine Adern.

Es war eine ungläubige Stille, und in einem wundersamen Zweifel gestand sich Gerd Reerink, daß er Freude fühlte.

Wie — war — das — möglich —?

War es in dem Atem der Frau, die da vor ihm stand, in der vollen Schönheit der Reife. War es ihr Auge, das befahl, sich zu freuen?

„Was führt Sie zu mir, Lady Maud?"

Ganz fremd, unbekannt, fast unverständlich war dieser Name. Maud hieß diese Frau? Maud?

Sie setzte an, wollte sprechen. Schwieg.

Seine Handbewegung, sich zu setzen, übersah sie, wie alles, was in diesem Raum war — außer ihm.

„Warum kommen Sie zu mir?"

Ihr Blick glitt über ihn hinweg wie eine leise, keusche Berührung.

„Ich hatte einen Traum," sagte sie.

Ich bin es, der träumt, dachte Reerink.

Es ist nicht wahr — sie ist nicht. Eine Frau, deren Eintritt mir eine Freude ist — eine tiefe, kaum zu beherrschende Freude — es ist nicht wahr!

Vielleicht aber war es doch kein Traum — sondern, sondern — das S c h r e c k l i c h e war Wahrheit — der Gedanke von vorhin —

Aber das lag so rätselhaft weit zurück — hatte den Kern seines Selbst eingebüßt — es war eigentlich nicht mehr.

Er bemühte sich, sich zu fassen, logisch zu denken: eine Frau, die er zweimal im Leben gesehen hatte, die Frau des englischen Konsuls von Damaskus kam zu ihm . . .

Während dieser Unsicherheit dazu — und allein — um ihm zu sagen, daß sie einen Traum gehabt hatte.

Es war grotesk. Eine Dame der englischen Hocharistokratie!

Er wollte lachen können. Es gelang ihm nicht. Die Stunde siegte über ihn.

Er schob ihr einen Stuhl hin.

Als sie sich setzte, schien ein warmer Ton den Raum in goldenen Schimmer zu tauchen. Abendsonnenlicht hatte durch die offene Tür freien Einzug.

Fortsetzung folgt.

Am Frühstückstisch.

Skizze von Ruth Romberg.

Ein Salon im Haus Gibson in Partenkirchen. Der runde, zum Frühstück gedeckte Tisch ist dicht an die geöffnete Balkontür herangeschoben. Auf seiner Mitte steht ein riesiger Enzianstrauß. Robert liegt lässig in einem Schaukelstuhl und blättert in der Fremdenliste.

Als Gabriele hereinkommt, springt er erfreut auf und schließt sie in seine Arme. Dann setzen sie sich an den Tisch.

Während sie seine Tasse mit Tee füllt, wandern ihre Augen zu der Landschaft draußen, so daß die goldenschimmernde Flüssigkeit fast daneben auf das Leinen geflossen wäre.

„Rob, sieh doch nur, so schön wie heute war's noch nie, dieser Duft, diese Klarheit! — Wie die Wachsensteine in der Sonne glänzen! Und daneben auf den Hängen das herrliche Violett!"

„So gehört sich's doch auch," sagt Robert, „die Zugspitze mit ihrem Gefolge weiß eben, was sie unserem Geburtstagskinde schuldig ist."

Gabriele zieht den Enzianbusch zu sich heran.

„Wo hast du nur diesen herrlichen Enzian her? — Die Zeit ist doch bald vorbei!"

„Den hat gestern der Gschwandenersepp fast mit Lebensgefahr von hoch oben geholt. Wo rechts vom Weg nach dem Kreuzeck das Marterl steht, da drüber auf einer schattigen Halde fand er sie noch. Mein Jellakind sieht, was ihr Robert alles tut, um sie zu erfreuen."

Sie legt ihre Hand zärtlich auf die seine.

„So tiefblauen sah ich, glaube ich, noch nie. Weißt du, ich sage es doch: Farben sprechen direkt. Kann dieses Blau was anderes heißen als Treue?"

„Sicherlich nicht" — er sieht ihr schelmisch in die Augen —, „deshalb hat sie dir doch auch dein Rob geschenkt, er redet zu dir in Blumensprache."

Sie lacht glücklich, zupft ein paar Blüten aus dem Strauß und versucht ihm eine davon in den Pullover zu stecken. Während ihre Hand an ihm herumnestelt, greift er nach ihr und küßt die rosigen Fingerspitzen."

„Kleine, süße Maus!"

Die übrigen Blüten befestigt sie an ihrem Kleid. Dann streicht sie ihm ein Brötchen mit Orangenmarmelade.

„Ich möchte meinen Geburtstag heute ganz allein mit dir feiern."

„Ja, siehst du," erwidert er, „da treffen sich unsere Wünsche. Mir wird der Boden hier schon zu heiß. Es wimmelt von Bekannten. Eben sagt mir auch noch der Portier, daß Dülbergs heute vormittag ankommen, ausgerechnet hier im Gibson!"

„O je," Gabriele zieht die Augenbrauen hoch, „bloß mit denen heute nicht zusammenstoßen!"

„Nicht wahr, weißt du, wir räumen einfach das Feld. Wir auteln noch heute vormittag nach Hohenschwangau. Einen Wagen habe ich gestern schon so gut wie gesichert. Ich lasse gleich die „Alpenrose" wegen Zimmern anrufen. Was meinst du?"

Gabriele ist einverstanden. Und Robert beginnt den Verlauf des Tages zu schildern.

„Ich weiß ein Jagdhäuschen, höchst idyllisch oben im Wald gelegen, gerade auf dem Höhenrücken zwischen den beiden Seen. Du hast einen wunderbaren Ausblick, rechts herunter auf den Alp, links auf den Schwansee. Der Wirt war Wildheger bei König Ludwig, ein famoser, alter Weißbart, eine wahre Defreggergestalt. Nen feinen Tropfen im Keller hat er auch. Zu dem hinauf pilgern wir heut nachmittag. Wir lassen uns einen Kaiserschmarren machen und trinken einen ganz feurigen Italiener dazu. Ist das nicht gerade das Wahre für Mausis Geburtstag?"

Gabriele nickt mit leuchtenden Augen. Und Robert fährt fort: „Und dann setzt sich der alte Defregger mit der Pfeife zu uns und erzählt uns von den alten Zeiten, als der König in den Winternächten im Schlitten durch die Wälder jagte."

„Und wie er mit Richard Wagner in seinen Schlössern am Kamin gesessen" — spinnt Gabriele weiter —, „und wie Wagner in München für ihn ganz allein den Ring dirigiert hat."

„Davon wird der alte Waldheger nun allerdings wohl kaum etwas wissen."

Aber Gabriele läßt sich nicht beirren. Sie stützt den Ellenbogen auf den Tisch, legt das Kinn in die flachen Hände, macht ein ganz erdenfernes Gesicht und sagt leise wie im Traum:

„Rob, denk dich da hinein! — Ganz allein sitzt du in der verdunkelten Loge. Kein Mensch im Raum, nur du und der Freund. Und der legt dir die Offenbarungen seines Genius zu Füßen. Er reißt dich hinauf zu den höchsten Höhen" — sie schließt die Augen —, „der Alltag versinkt um dich. — Rob, muß das nicht das Paradies auf Erden gewesen sein?"

Robert, dessen Finger mechanisch ein Weißbrot zerbröckeln, beobachtet Gabrieles verzücktes Gesicht mit leisem Kopfschütteln und sagt trocken:

„Eine Flasche Heidsieck müßte ich in diesem Paradies zum mindesten neben mir haben."

Gabriele fährt aus ihrer versunkenen Stellung auf.

„Siehst du, so bist du immer. Wenn mir etwas ganz heilig ist, dann ziehst du es ins Lächerliche!"

„Aber Jellakind" —

„Nein, nichts von Maus und Jellakind" — sie schlägt mit der Hand auf den Tisch, daß Roberts Semmelkrümel erschreckt in die Höhe hüpfen —, „ich heiße Gabriele, du nimmst mich eben nie ernst, das ist es."

„Aber Liebste" — Robert rückt seinen Sessel an den ihrigen heran und zieht ihren Kopf an seine Schulter —, „hätte ich dich geheiratet, wenn ich dich nicht ernst nähme? Sieh mal, man macht mal solchen, ich gebe zu, reichlich platten Witz, um seine süße, kleine Phantastin wieder etwas zur Wirklichkeit zu bringen; und dann, wir Männer verstecken oft unsere Gefühle unter einer dummen Redensart und sind trotzdem noch keine Banausen."

Gabriele läßt sich nur zu gern beschwichtigen. Sie reicht ihm die Lippen zum Versöhnungskuß, und dann klingelt sie nach Nanett, um mit ihr zu packen, und er geht an den Apparat, den Portier von ihrer Abreise zu benachrichtigen.

Schon in der Tür kommt Gabriele aber noch einmal zurück.

„Der Enzian muß mit!"

Sie nimmt die Blumen aus dem Glas, hält sie mit pathetischer Bewegung in die Höhe und sagt feierlich: „Rob, sprich mir jetzt nach: So lange im Bayernland der Enzian jeden Sommer blüht, bleiben sich Robert und Gabriele treu."

Aber Robert wird des bedeutungsvollen Schwurs enthoben, denn es klopft, und der Page bringt ein Glückwunsch-Telegramm, das Gabrieles Aufmerksamkeit jetzt auf sich zieht.

Nach zehn Jahren.

Ein elegant eingerichtetes Eßzimmer einer ersten Etage am Kurfürstendamm. Die Rolltür, die zu dem nebenan liegenden Herrenzimmer führt, ist zurückgeschoben, der Gobelinvorhang zur Seite geschlagen.

Als Gabriele in das Eßzimmer tritt, sitzt Robert nebenan an seinem Schreibtisch. Sie will zu ihm gehen, aber er wehrt mit der Hand ab.

„Einen Moment! — Wie? — Rheinische Braunkohle verkaufen? — A. E. G. kaufen? — Wir limitieren bis — wie? — Hm ja — nicht sicher genug? — Auf Hausse warten? — na ja, machen Sie nur, ich bin einverstanden."

Er kommt mit eiligen Schritten an den Frühstückstisch, küßt Gabriele flüchtig die Hand und sagt:

„Verzeih, eine kleine Finanzoperation mußte erst erledigt werden, gratuliere, gratuliere übrigens!"

„Danke," sagt Gabriele.

„Diese ewige Hetze! Man kommt keinen Tag zur Ruhe. Ich muß um neun in der Mohrenstraße sein."

„Und kommst wieder erst gegen sechs Uhr nach Haus?"

„Wahrscheinlich. Die Weinfrage für heut abend muß ich dir schon allein überlassen."

„Die Weinfrage? — Haben wir denn Gäste?"

„Liebe Gabriele, sagte ich dir nicht gestern, das Letius' heute kommen?"

„Letius'? — Die hast du heute ausgerechnet zu meinem Geburtstag eingeladen?"

„Ich gestehe, im Moment hatte ich deinen Geburtstag ganz vergessen. Aber ich bitte dich, Kind, nur nicht gleich dieses tragische Gesicht!"

Die Teetasse zittert leicht in ihrer Hand.

„Du weißt, Robert, daß mir diese Leute außerordentlich unsympathisch sind. Seine plumpen Huldigungen degoutieren mich geradezu. Und das mutest du mir gerade an meinem Geburtstage zu?"

„Liebe Gabriele, du wiederum weißt, daß es für mich von größter Wichtigkeit ist, Letius bei Laune zu halten, jetzt, kurz vor meiner Beförderung. Er wird es als Auszeichnung ansehen, gerade heute eingeladen zu sein."

Auf Gabrieles Gesicht legt sich ein müder Zug.

„Ich verstehe," sagt sie leise, „das ist wohl auch der Grund, warum du dieser nichtssagenden Frau so den Hof machst, was dir ja im übrigen keine allzu große Ueberwindung zu kosten scheint."

Robert wirft heftig den Börsenkurier zur Seite, in den er flüchtig hineingesehen.

„Ich kann Frau Letius nicht nichtssagender finden wie das Gros der Frauen."

„Du solltest zu anspruchsvoll sein, um dich mit dem Durchschnitt zufrieden zu geben."

„Gabriele, begreife doch endlich, daß es Diplomatie ist, wenn ich diese Frau etwas auszeichne. — Im übrigen fühle dich nur ja nicht zu sicher auf deinem Tugendthron. Du hast doch auch deinen richtiggehenden Flirt."

„Lieber Robert" —

„Schon gut, schon gut, ich gönne ihn dir ja."

„Wenn du etwa auf Professor Kirchner anspielst — der ist wohl kaum mit dem Worte Flirt in Verbindung zu bringen. Ein Mann, so turmhoch — —"

„Gewiß, ich weiß ja, ein Elitemensch! — ein Höhenmensch! — kein Sterblicher reicht an ihn heran — alles, weil er etwas auf der Geige herumstreicht und Stefan George liest." —

Es klingelt. Das Mädchen meldet Professor Kirchner.

„Aha, lupus in fabula."

Professor Kirchner überreicht Gabriele mit ein paar beglückwünschenden Worten drei langstenglige Rosen. Dann begrüßt er Robert und nimmt zwischen dem Ehepaar Platz.

„Sie erscheinen wie gerufen, lieber Kirchner,“ sagt Robert, „um meine Frau gnädig zu stimmen. Der rauhe Ehemann hat eben nach allen Richtungen angestoßen.“

Der Professor wirft einen prüfenden Blick auf Gabriele.

„Ich komme eben für einen Moment heran, um zu hören, was man beschlossen, um Frau Gabriele den heutigen Tag zu einem Fest zu gestalten.“

Gabriele verbirgt ein bitteres Lächeln hinter den Rosen.

Robert fährt sich in gespieltem Entsetzen in die Haare.

„Teufel noch mal, das durfte nicht kommen. — Na also, kurz und bündig, ich hab's verpatzt und Letius' zu heute abend eingeladen, worüber die Allergnädigste aufs höchste verstimmt ist. Nun denken Sie weiser Mann über ein Wiedergutmachungsverfahren nach.“

Kirchner sinniert ein Weilchen vor sich hin. Dann sagt er:

„Den Abend also schreiben wir in den Rauchfang. Bliebe nur, daß wir im Grünen irgendwo zusammen frühstückten oder etwa nach Frohnau herausführen. Doch, da fällt mir eben ein: bei Freunden von mir in der Rankestraße liest heute mittag Franz Werfel aus seinen Prosawerken. Ob das vielleicht Frau Gabriele Freude macht?“ — Er sieht sie fragend an. „Und wie wäre es, wenn wir vorher zusammen frühstückten?“

„Auf mich bitte ich dabei nicht zu rechnen,“ sagt Robert, „ich bin absolut unabkömmlich,“ steht auf und küßt Gabriele flüchtig auf die Stirn.

Der Professor, nachdem er schnell noch mit Gabriele das nähere ihres Zusammentreffens verabredet hat, schließt sich ihm an.

Robert kommt noch einmal aus der Diele zurück und sagt:

„Ich meine doch, daß wir heute abend Pfirsichbowle machen. Und nicht wahr, du sorgst dafür, daß sie kalt ist.“ — — — — —

*

Gabriele, allein geblieben, geht an den Bücherschrank. Sie sucht eine Novelle von Werfel heraus. Sie will sich etwas hineindenken in das, was sie heute hören wird. Sie setzt sich mit dem Heft in den Lehnsessel ans Fenster. Als sie es öffnet, fällt ihr aus den Blättern ein Briefumschlag entgegen. „Partenkirchen“ steht darauf von ihrer Hand geschrieben. Sie nimmt den Inhalt heraus. Es sind getrocknete Enzianblüten. Sie sind kaum mehr zu erkennen. Aus dem tiefen Blau ist ein fahles Grau geworden. Gabriele starrt auf die vertrockneten Blumen, die sich in ihren Fingern in Staub verwandeln. Eine Träne tropft auf sie herab.

Filmkinder.

Jackie Coogans Nachfolger.

Jackie Coogans Pagenkopf ist der Schere zum Opfer gefallen, der Knabe hat die Kinderschuhe ausgezogen und tritt jetzt in Jünglingsrollen auf, aber die meisten von uns erinnern sich wohl noch seiner Musterleistungen im Film, wo er uns durch seine Geschmeidigkeit und seinen Humor so oft entzückt hat. Jackies Kindheit muß sehr seltsam gewesen sein, denn noch ehe er lesen und schreiben konnte, verdiente er schon 80 000 Mark im Monat. Ein Glücks- und Wunderkind, wie es wohl nur selten vorkommt. Zu seinem Glück hatte er einen vernünftigen Vater, der dafür sorgte, daß diese ungeheuren Summen nicht vertan wurden, sondern der für seinen Jugen ein fürstliches Vermögen ersparte, so daß Jackie Coogan sich um seine Zukunft keine Sorgen zu machen braucht. Außerdem versuchte dieser vernünftige Vater, seinem Sohn auf jede Weise den Wert des Geldes beizubringen, indem er ihm ein verhältnismäßig hohes Taschengeld aussetzte, nämlich etwa 300 Mark im Monat, von dem er alle möglichen Ausgaben bestreiten mußte.

Jackies Platz im Film ist von einem Knaben namens Big Boy eingenommen, den wir wohl alle auch schon in amerikanischen Filmen gesehen haben. Big Boy ist jetzt fast drei Jahre alt, und die erste Filmaufnahme von ihm wurde gemacht, als er knapp drei Wochen alt war; so jung schon kann man beim Film zu etwas kommen. Jetzt ist er der Führer der bekannten Film-Kindertruppe Our Gang, deren meiste Mitglieder dreimal oder viermal so alt sind wie er selber. Big Boy mit seinem großen Derbyhut ist in Amerika äußerst populär.

Ein anderer kleiner Filmstern ist die kleine Farina, die jeder, der sie sieht, für ein Mädchen hält. Und doch ist Farina ein Knabe, der mit seinem wahren Namen Allan Clay Hoskins heißt. Er kam schon zum Film, als er noch Kleidchen trug, und niemand konnte sehen, ob er ein Knabe oder ein Mädchen sei. Und da man seinen wirklichen Namen nicht wußte, so nannte man ihn Farina, denn irgend einen Namen mußte der kleine Schauspieler doch haben. Farinas jüngere Schwester hat sich unter dem Namen Aroma ebenfalls schon im Film bekannt gemacht, und ihr Verdienst war es, so köstlich breit und strahlend lachen zu können, daß sie ihresgleichen auf der Leinwand nicht hat.

Ein weiteres Mitglied der Kindertruppe ist Fatty, der komische Fettkloß, der in Amerika ungeheuer beliebt ist, der aber unserem deutschen Geschmack wenig zusagt. Wieviel er eigentlich wiegt, ist ein Geheimnis. Sein wirklicher Name ist Joe Cobb. Dieser Fettkloß soll ein äußerst gutmütiger Kerl sein, dabei aber höchst empfindlich und leicht verletzt. Robert Mc Gewan, der Leiter dieser Kinderfilme, muß ihn mit größter Vorsicht und Rücksichtnahme behandeln, um ihn nicht zu beleidigen; denn dann könnte der ganze Film in Frage gestellt werden. Er wagt deshalb auch nie zu äußern, daß er etwa mit einer Szene unzufrieden ist, in der Joe gespielt hat, denn dann würde der Dicke wie ein hysterisches Mädchen in Tränen ausbrechen und nicht wieder zu beruhigen sein. Findet der Regisseur eine Wiederholung einer Szene nötig, so muß er zu einer List greifen und behaupten, daß er seine Entschlüsse geändert habe und daß aus diesem Grunde die betreffende Szene auf andere Weise gespielt werden müsse. Dann ist Joe sehr bereitwillig und geht gefügig auf alle Ansichten des Regisseurs ein.

Einmal kam ein kleines Filmmädel zu ihrem Direktor mit ihrer einjährigen Schwester und bat ihn, auch diese zu beschäftigen und ihre Begabung für den Film zu prüfen. Der Direktor wußte anfangs nicht, was er mit dem Säugling beginnen sollte, da aber hatte Joe, der hinzukam, einen Einfall. Er sagte, das Kind könne ja Würmer im Magen haben, und er könne den Auftrag bekommen, ihr alle Viertelstunden Arznei zu geben. Man müßte ihm eine Alarmglocke um edn Hals binden, damit er es nicht vergessen sollte. Aus diesem Gedanken seines Kindergehirns entstand ein neuer und sehr lustiger Film. Joe aber hatte eine schwere Arbeit zu leisten, da er ja fortwährend auf den Ruf der Alarmglocke hin- und herlaufen mußte.

Daß auch Somersprossen das Tor zu einer glänzenden Filmlaufbahn öffnen können, beweist der Fall des jungen Jay Smith, der dieser Eigenschaft wegen beim Film hoch geschätzt und fast noch höher bezahlt wird.

Außer den Hauptdarstellern werden bei den Kinderfilmen natürlich auch eine Menge Statisten verwendet, so daß die Nachfrage nach Kindern ziemlich groß geworden ist.

In Deutschland kommen derartige Karrieren seltener vor, und wir brauchen nicht darum zu trauern, denn wenn das Kind auch die Möglichkeit erlangt, sehr große Summen zu verdienen, so wird es in den meisten Fällen doch gewaltsam dem glücklich unbewußten Zustand entrissen, den wir das Kinderparadies nennen, und in dem jedes junge Menschenkind so lange wie nur irgend möglich verbleiben sollte. Auch die Laufbahn des berühmten Filmkindes hat ihre zwei Seiten.

Aus aller Welt.

Die Vogelwanderung auf der südlichen Erdhälfte. Auch auf der südlichen Erdhälfte läßt sich beim Wechsel der Jahreszeiten eine Vogelwanderung feststellen. Allerdings ist diese nicht so auffällig, wie in der nördlichen Hälfte, weil ja die südliche Hälfte viel kleinere Landmassen hat als die nördliche. Auch ist der Vogelreichtum in der Südhälfte nicht so mannigfaltig wie in der Nordhälfte. Wenn nun auch der Vogelzug im Norden unseres Erdteils genauer erforscht ist als im Süden, so lassen sich auch dort gewisse Wanderungsstraßen der Zugvögel beobachten. Die Zugvögel aus dem kalten Südamerika fliegen bei Beginn des Winters nach Süd- und Mittelbrasilien, die aus dem Süden Australiens nach Nordaustralien, nach Neuguinea und anderen Inseln.

Der Wert des menschlichen Körpers. Der Wert des menschlichen Körpers beträgt, was das Material anbetrifft, nicht mehr als 4 Mark. Nach den Berechnungen des englischen Arztes Allan Cray enthält der menschliche Körper ein kleines Quantum Zucker, das für eine kleine Zuckerdose knapp ausreichen würde, etwas Kalk, ausreichend, um einen kleinen Kasten anzustreichen, Eisen von der Menge einer Stricknadel. Der Phosphor würde zu acht bis zehn Streichhölzern reichen und der Hauptbestand Wasser ist ohne jeden Wert. Der Gesamtwert aller Menschen der Erde, etwa 1700 Millionen, würde dem Vermögen einer mitleren Bank entsprechen.

190 Kinder, Enkel und Urenkel. Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, scheint nun auch, was den Kindersegen anbelangt, den Rekord brechen zu wollen. In der kleinen Stadt Spanish-Fork (Utah) feierte jüngst ein Ehepaar seine diamantene Hochzeit, zu der nicht weniger als 190 Familienmitglieder erschienen waren. Der jedenfalls recht glücklichen Ehe entsprossen 10 Söhne und Töchter, 110 Enkelkinder und 70 Urenkel. Dazu kommen noch die angeheirateten Männer und Frauen, so daß die ganze Familie weit über 200 Köpfe zählt. Sollte das Ehepaar noch die eiserne Hochzeit erleben, so wird sich wohl eine neue Zählung der „Häupter seiner Lieben“ nötig machen.

Fröhliche Ecke.

Der „berühmte“ Carl Sternheim. Jüngst ging Hans Reimann über den Kurfürstendamm in Berlin und begegnete Carl Sternheim, dessen „Snob“ jetzt im Theater in der Behrenstraße durch „Die Hose“ „maskiert“ wird. Es entspinnt sich ein Gespräch über Ruhm, worauf Sternheim sagt: „Mich kennt jedes Kind in Berlin!!!“ Reimann nimmt einen daherkommenden Jungen am Arm, fragt ihn: „Sag mal, mein Junge, kennst du diesen Herrn?“ Große Spannung . . . „Nein, Herr Reimann.“

Immer praktisch. Die Reisegesellschaft stand bewundernd vor den herniedertosenden Wogen des Wasserfalls. „Ein Jammer, daß das alles so unbenutzt bleibt,“ sagte ein Herr. „Sie sind wohl Ingenieur?“ fragte ein anderer. Der erste lächelte. „O nein,“ erwiderte er, „ich bin Milchgroßhändler.“